

## Nichts als die Wahrheit

Arnold Jacobshagen widerlegt in seiner Biografie populäre Mythen über die Operndiva Maria Callas – und analysiert, was sie zur herausragenden Künstlerin machte

Von Bernd Zegowitz

Divenkriege, Opfermythos, letztes Märchen: alles falsch. Weder war sie in ihrer Kindheit das dicke, hässliche, ungeschickte und unbeliebte Entlein, welches das „Time Magazine“ 1956 aus ihr machte, noch das Opfer des schwerreichen griechischen Reeders Aristoteles Onassis, der ihr das Karriereende und den Einstieg in ein neues Leben erleichterte und mit dem sie auch nach seiner Hochzeit mit Jackie Kennedy 1968 freundschaftlich verbunden blieb. Und auch die Konkurrenzsituation mit Renata Tebaldi, die erst das Publikum zum Krieg eskalieren ließ, war eine Erfindung der Presse.

Maria Callas war zuallererst einmal die bedeutendste Sängerin des 20. Jahrhunderts, auch

deshalb beginnt Arnold Jacobshagens bei Reclam erschienene Biografie mit einem Überblick über ihr Leben, gefolgt von einem zweiten Großabschnitt zu ihrer Kunst. Und da der Verfasser Musikwissenschaftler ist und kein Märchenonkel, räumt er in einem dritten Teil mit den eingangs erwähnten Mythen auf.

Jacobshagen zeichnet zuerst das Leben der Callas nach, ihre Kindheit in New York, das Studium in Athen, ihren Aufstieg ebendort, dann in Italien. Im Zenit stand die Sängerin spätestens nach ihrem Debüt an der Metropolitan Opera in New York, deren Spielzeit sie 1956 mit ihrer Leib-und-Magen-Partie, Bellinis Norma, eröffnete. Doch bereits zu dieser Zeit zeichneten sich die ersten stimmlichen Verschleißerscheinungen ab, die sie kaum



Maria Callas in einer Szene aus der Dokumentation „100 Jahre Maria Callas – Mythos gewordene Operndiva“.

Archivfoto: picture alliance/dpa/SWR/reuters pictures

verbergen konnte. Sie reduzierte ihre Opernauftritte, gab schließlich bevorzugt Konzerte, im Jahr 1959 auch eins in Wiesbaden, kehrte 1964 auf die Bühne zurück, bevor sie ein Jahr später von dieser abtrat. Jacobshagen erzählt ihr Leben sachlich, ein wenig trocken vielleicht, aber kenntnisreich, ohne zu spekulieren, ernsthaft, aber detailfreudig.


Im zweiten Teil, dem besten des Buches, analysiert er die Stimme, ihre Genese, ihren Klang und Charakter. Es ist verückt, aber die Callas beherrschte fast alle weiblichen Stimmfächer vom lyrischen Koloratur-sopran bis zum dramatischen Mezzosopran und führt damit jedes Schubladendenken ad absurdum. Sie gehorchte weder dem Diktat der Partitur noch dem der Tradition, ging Risiken

ein, bewies Mut und Entschlossenheit. Gerade ihre Defizite, die sie im Vergleich mit ihrer Kollegin Tebaldi hatte, etwa die unüberhörbaren Registerübergänge, machte sie zu Gestaltungsmitteln und damit zu stimmlichen Alleinstellungsmerkmalen. Und daraus resultiert auch die große Ambivalenz in der Wahrnehmung ihrer sängerischen Qualitäten.

Geschmack, Eleganz und hohe Musikalität attestierte ihr der strenge Walter Legge, Plattenproduzent der EMI, dem wir die meisten Studioaufnahmen der Callas verdanken. An ihm beziehungsweise seinen kommerziellen Interessen liegt es aber auch, dass einige zentrale Belcanto-Opern nicht aufgenommen wurden, wenig Donizetti und viel Puccini vorhanden ist. Anders

gesagt: Die Callas hat den ‚Belcanto Turn‘ eingeleitet und vollzogen, adäquat dokumentiert ist dieser aber nicht.

Plausibel ist auch Jacobshagens medizinische Erklärung des nachlassenden Stimmvermögens der Sängerin. Nicht die Liebe war schuld, sondern die Biologie, eine Erkrankung des Bindegewebes, die zu einer fortschreitenden Atrophie der Haut und der betroffenen Muskelgruppen führt. Das ist zwar weniger sensationell als ihre Schwächung auf Kämpfe mit Müttern und Männern zurückzuführen, kommt aber der Wahrheit näher und der fühlt sich der Biograf eben verpflichtet.

 Arnold Jacobshagen: „Maria Callas, Kunst und Mythos.“ Reclam, 367 Seiten, 25 Euro.